

Jahrhunderts schafften es anfangs nicht, die Versalien A O U als Umlaute mit zwei Pünktchen zu versehen, weil diese nicht auf den Schriftkegel passen. Deshalb kamen diese Typen im Setzkasten nicht vor. Die Schriftsetzer waren gezwungen, Ae, Oe oder Ue zu setzen. Später haben die Schrift- und Stempelschneider das Problem buchstäblich auf die Reihe bekommen, aber bis dahin hatten sich manche Aeugles, Oesterles, Oechsles, Oesterreichers, Ueckers oder Uedings schon dauerhaft verfestigt. Folgt man dieser Theorie, sind Familiennamen mit Ö, Ü und Ä jüngeren Datums als die mit Oe, Ue und Ae.

Zum schon genannten Schlagwort «Schaffe, schaffe Häusle baue» steuert Paul Münch ein eigenes Kapitel bei und stellt die Zusatzfrage: «Sind Schwaben besonders fleißig?» Und natürlich fehlt auch nicht die Überlegung, ob die Schwaben das Volk der Dichter seien. Stefan Knödler beleuchtet hundert Jahre «Schwäbische/Württembergische Literatur zwischen 1770 und 1870». Den schwäbischen Trobadors widmet sich Annette Gerok-Reiter mit «Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter: Von den Anfängen des deutschsprachigen Minnesangs».

Die kulinarische Komponente stammt von dem amerikanischen Professor Paul Freedman. Ihm verdankt die Welt nicht nur eine Geschichte des guten (Essens-) Geschmacks (History of Taste), sondern auch ein jüngst erschienenes Buch, in dem jene zehn Restaurants beschrieben werden, die Amerika veränderten (Ten Restaurants That Changed America). Jener Paul Freedman also hat sich im vorliegenden Fall über die schwäbische Küche hergemacht. Ariane Hof übersetzt seine wenig überraschenden Erkenntnisse, dass die Schwäbische Spätzles-Küche unter italienischem Einfluss entstanden ist. Es kann einem bei dieser Gelegenheit die Frage durch den Kopf gehen, ob die Herausgeber nicht auch einen italienischen Geisteswissenschaftler mit einem Faible für Pasta zu diesem Thema hätten finden können. Doch verdanken wir Mr. Freedman immerhin auch die erstaunliche Nachricht, dass die von

vielen für die am ältesten gehaltenen aller schwäbischen Speisen zum ersten Mal 1831 in einer schriftlichen Quelle erwähnt wird und erst 1850 in einem Kochbuch auftaucht. Die Maultasche nämlich.

Wer dieses Buch nach 226 gelesenen Seiten aus der Hand legt, weiß eines mit Sicherheit: Schwäbisch bleibt ein weites Feld. Denn so viele interessante Geschichten auch von gestandenen Autoren erzählt werden, es bleiben Fragen offen. Auch die zentrale: Wer sind sie, woher kommen sie, die Schwaben? Steffen Patzold bezweifelt in seinem Beitrag «Was ist schwäbisch? Alamannen und Schwaben am Beginn des Mittelalters» die Vorstellung, dass von Elbe und Havel in den Südwesten gezogene Suevie den Kern des größeren Verbandes der Alamannen bildeten. Sein Glaubenssatz: ... Weil wir nicht annehmen dürfen, dass es so etwas wie einen «alten», «reinen» «Wesenskern» des Schwäbischen gäbe, den wir durch einen Blick in die Geschichte erkennen könnten ... Sein Fazit: Schwäbisches ist nicht einfach, sondern wird gemacht. Immer aufs Neue. Zygmunt Bauman kommt einem in den Sinn und seine These von der liquid society.

Nachdenklich schlägt man das Buch zu, blickt auf den Umschlag, den der Lichtenstein zierte. Verhält es sich womöglich mit «schwäbisch» so wie mit diesem Märchenschloss? Eine schiere Fiktion? *Reinhold Fülle*

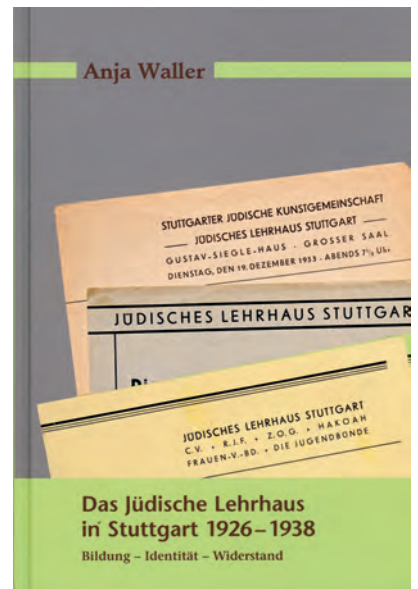
Anja Waller

Das Jüdische Lehrhaus in Stuttgart 1926–1938.

Bildung – Identität – Widerstand.

Verlag Regionalkultur Ulmstadt-Weiher 2017. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 111). 325 Seiten mit 8 Abbildungen. Fester Einband € 20,-. ISBN 978-3-95505-006-1

Am 14. Januar 1933, also wenige Tage vor der NS-«Machtergreifung», kam es im Jüdischen Lehrhaus Stuttgart zu einem Religionsgespräch zwischen dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber und dem protestantischen Theologen Karl Ludwig Schmidt: «Schmidts scharfe Dialektik



und Bubers aus tiefer Gläubigkeit gestaltete Antwort» – so ein resümierender Zeitungsartikel – «offenbarten das Trennende, das aber als Glaubenserlebnis zweier von ihrer Wahrheit durchdrungener Männer nicht verletzend, sondern versöhnlich anmutende» (Zit. S. 15). Das Glaubensgespräch der beiden Männer, das die Autorin auch als Ausgangspunkt ihrer Darstellung wählt, kann mit Recht als ein «Höhepunkt jüdisch-christlicher Annäherung» (ebd.) verstanden werden. Es war zugleich einer der Höhepunkte in der Geschichte des Jüdischen Lehrhauses in Stuttgart, dessen Entwicklung die Autorin in ihrer Stuttgarter Dissertation zwischen der Gründung 1926 und der 1938 im Gefolge der Reichspogromnacht durch die Nationalsozialisten erzwungenen Auflösung nachzeichnet.

Die Autorin ordnet die Gründung des Lehrhauses in die Geschichte des Lehrens und Lernens in der jüdischen Tradition ein. Im Judentum wird Lernen als religiöse Pflicht verstanden und zugleich als lebenslange Aufgabe. Dementsprechend gab es in der jüdischen Religion schon seit der Antike Lehrhäuser. Selbstverständlich waren diese auf den religiös-theologischen Bereich bezogen. Im Zentrum von Lehren und Lernen standen Tora und Talmud. Im Zuge der Aufklärung gingen religiöse Werte und Tradition im Judentum bzw. im Bildungswesen immer stärker verloren.

Dies bedeutete, dass an der Wende zum 20. Jahrhundert die Mehrzahl der deutschen und der württembergischen Juden assimiliert lebte und nur noch wenig Bezug zu ihrer Religion hatte. Detailliert und anschaulich legt die Autorin diesen Verlust jüdischer Tradition dar.

In Frankfurt wollte Franz Rosenzweig, der ursprünglich auch seine religiösen Wurzeln verloren hatte und eine Konversion zum Christentum anstrebte, sich vor dieser Konversion noch einmal intensiv mit seiner Religion auseinandersetzen. Diese Auseinandersetzung mit dem Judentum wurde für Franz Rosenzweig zum religiösen Schlüsselerebnis und veranlasste ihn schließlich, die Gründung des Freien Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt zu betreiben. Ausgesprochenes Ziel des seit 1920 bestehenden Frankfurter Lehrhauses war es also, Juden wieder an ihren Glauben heranzuführen. Man sollte, so wie Rosenzweig es selbst getan hatte, von außen nach innen zum Kern des Judentums und dessen Tradition vorstoßen. Seine Zielsetzung verband Rosenzweig mit reformpädagogischen Ansätzen. So wollte er nicht nur Frontalunterricht mit Vorträgen durch Rabbiner, vielmehr sollten Glaubensinhalte in Arbeitsgemeinschaften gemeinsam verstanden werden. Die Grenze zwischen Lehrenden und Lernenden sollte sich gemäß der sehr detaillierten Konzeption Rosenzweigs verwischen. Wer etwas lernte, sollte das Verstandene unmittelbar selbst weitergeben. An der Gründung des Frankfurter Lehrhauses war auch der Religionsphilosoph Martin Buber beteiligt, der seit 1925 auch regelmäßig Vorträge in Stuttgart hielt und im Rahmen seiner Vortragstätigkeit beim Fabrikanten Leopold Marx abzustiegen pflegte. Dabei entfiel Marx die Bemerkung, daß eine solche Lehrhausgründung in Stuttgart wohl nicht zustande kommen würde, worauf Buber entgegnete, das hinge letztlich von den Menschen ab, die eine solche Gründung wollten.

Diese Bemerkung Bubers wurde für Marx zur Initialzündung, um die Gründung des Jüdischen Lehrhauses in Stuttgart voranzutreiben. Bei der

Gründung und in der weiteren Geschichte des Lehrhauses spielten neben Leopold Marx u.a. auch Otto Hirsch, Karl Adler und immer wieder Martin Buber als Referent und Gesprächspartner eine wichtige Rolle. Von christlicher Seite flossen die Konzeptionen Theodor Bäuerles – eines der Pioniere der Erwachsenenbildung – mit ein. Anders als die Frankfurter Gründung war das Stuttgarter Lehrhaus also nicht durch eine einzige Person dominiert, sondern ruhte auf den Schultern eines Kreises von Persönlichkeiten.

Nach Wallner läßt sich die Geschichte des Stuttgarter Lehrhauses in zwei Perioden unterteilen. Die erste Phase dauerte dabei von 1926 bis 1933, dem Jahr der NS-Machtübernahme, die zweite von 1933 bis 1938. Die Autorin untersucht für beide Phasen eingehend die verschiedenen Vorträge, Arbeitsgemeinschaften und Kurse. In der ersten Phase stand, ähnlich wie in Frankfurt, die Vermittlung von Wissen über das Judentum und die jüdische Religion im Vordergrund mit dem Ziel, bei der jüdischen Bevölkerung die eigene Identität zu stärken und der zunehmenden Assimilierung entgegenzuwirken: «Wichtig sei es», so Leopold Marx in einigen grundsätzlichen Ausführungen anlässlich der Gründung des Lehrhauses, «dass das Judentum wieder lebendig werde und <nicht zum leeren Wort ohne Sinn verblasse» (Zit. S. 74). Thematisch ging es also um jüdische Religion, die eingebettet wurde in den historischen und philosophischen Kontext. Das Jüdische Lehrhaus legte Wert darauf, nicht Exponent einer Richtung des Judentums zu sein, vielmehr sollten hier alle maßgeblichen Strömungen innerhalb des Judentums ein Forum finden. Dementsprechend kamen in den Veranstaltungen sowohl «West- und Ostjudentum, Deutschgläubige und Zionsgläubige sowie Gesetzesstrenge und Liberale» (S. 78) zu Wort. Ergänzt wurden die theologisch-philosophischen Ausführungen durch Hebräischkurse. Das Publikum bestand übrigens in erster Linie aus Erwachsenen, Veranstaltungen für Kinder und Jugendliche spielten allenfalls am Rande eine Rolle. Als neue Form der Wissensvermittlung

nahm das Jüdische Lehrhaus in Stuttgart Exkursionen in sein Programm auf. So erfolgten bspw. Fahrten nach Buchau und Haigerloch, um die dortigen jüdischen Gemeinden mit ihrer Geschichte und ihrer Tradition kennenzulernen.

Unter den Veranstaltungen des Jüdischen Lehrhauses bildeten die bereits genannten Religionsgespräche ohne Zweifel einen Höhepunkt. In deren Rahmen diskutierte Martin Buber mit wechselnden Partnern sowohl der katholischen als auch der protestantischen Seite über Glaubensfragen. Detailliert schildert die Autorin Vorgeschichte, Verlauf und Rezeption der einzelnen Religionsgespräche. Auch ordnet die Autorin die Religionsgespräche in die philosophisch-theologische Konzeption Martin Bubers ein und erörtert die Wirkung der Gespräche sowie das weitere Verhältnis Bubers zu seinen Gesprächspartnern in der Zeit des Nationalsozialismus und auch für die Jahre nach 1945. Bei den Religionsgesprächen im Jüdischen Lehrhaus diskutierten erstmals Juden und Christen auf Augenhöhe miteinander. Natürlich gab es, wie die Autorin zeigen kann, eine lange Tradition christlich-jüdischer Religionsgespräche. Diese hatten allerdings unter ganz anderen Voraussetzungen stattgefunden. Im Rahmen von mittelalterlichen Religionsgesprächen wurden Juden im Grunde immer angeklagt und mussten sich rechtfertigen. Ein erster Dialog hat im ausgehenden 18. Jahrhundert zwischen Moses Mendelssohn und dem protestantischen Theologen Johann Caspar Lavater stattgefunden, jedoch kann auch bei diesem Glaubensgespräch nur mit ganz erheblichen Einschränkungen von einem Dialog gesprochen werden, denn von Seiten Lavaters wurde massiv die Bekehrung der Juden zum Christentum eingefordert. Im Stuttgarter Lehrhaus war der Hintergrund der Religionsgespräche ein ganz anderer. Die jüdische Glaubensgemeinschaft lud mit Martin Buber als hoher intellektueller Potenz ihrerseits einen Gast zu sich ein, um mit diesem über ein ausgewähltes Thema vor einem jüdischen und christlichen Publikum zu diskutie-

ren, um dabei Trennendes, aber vor allem auch immer wieder das Gemeinsame und das Verbindende herauszuarbeiten.

Nach 1933 waren solche Gespräche nicht mehr möglich. Das Jüdische Lehrhaus in Stuttgart erfuhr nun in seiner Konzeption, aber auch in der Zahl und der Art der Veranstaltungen, wesentliche Veränderungen. So nahm die Zahl der Veranstaltungen erheblich zu. Wie vor 1933 war es weiterhin das Ziel des Jüdischen Lehrhauses, Wissen über jüdische Kultur und Religion zu vermitteln. Daneben traten jedoch zwei weitere Schwerpunkte hinzu. So ging es jetzt in den Veranstaltungen nicht mehr nur um religiöse und philosophische Fragen, sondern vielmehr wurden jetzt Sprachkurse bzw. auch ganz praktische handwerkliche Kurse gegeben. Kurse in Englisch, Spanisch und Portugiesisch sollten auf die Auswanderung vorbereiten. Außerdem wurden handwerkliche Lehrveranstaltungen gegeben, um praktische Kenntnisse ebenfalls zur Vorbereitung der Auswanderung zu vermitteln. Gerade diese Kurse hatten auch zur Folge, dass sich die Zusammensetzung der Lehrenden erheblich veränderte. Hatte in der ersten Phase des Lehrhauses bis 1933 fast ausschließlich Rabbiner unterrichtet, so traten jetzt eben auch theologische Laien hinzu, die bspw. ihre handwerklichen Fertigkeiten einbrachten und gleichzeitig theologische Kurse besuchten. Insoweit näherte sich das Stuttgarter Lehrhaus in dieser zweiten Phase der Konzeption Rosenzweigs, gemäß der Lernende zugleich unterrichten sollten.

Neben den praktischen Kursen, die sich jetzt natürlich auch an Jugendliche und Kinder wandten, trat in der Tätigkeit des Lehrhauses noch ein künstlerischer Schwerpunkt. So kam es zur Gründung der Stuttgarter Jüdischen Kunstgemeinschaft, die zwischen 1933 und 1935 Teil des Jüdischen Lehrhauses war und anschließend auf Grund gesetzlicher Bestimmungen des NS-Staates abgetrennt werden musste. Teil der Jüdischen Kunstgemeinschaft war eine jüdische Sing- und Spielgruppe, die regelmäßig Konzerte in Stuttgart gab, aber auch auswärts auf Tournee ging und

bei jüdischen Organisationen gastierte. Gleichzeitig fanden auch in Stuttgart immer wieder durch das Lehrhaus bzw. die Jüdische Kunstgemeinschaft organisierte Konzerte und Rezitationen jüdischer Künstler statt, die andernorts nicht mehr auftreten durften und die vor der jüdischen Gemeinschaft künstlerische Leistungen auf hohem Niveau darboten. Veranstaltungsort war übrigens in der Regel das Gustav-Siegle-Haus in Stuttgart. Sämtliche Veranstaltungen wurden dabei bewusst in enger Fühlung mit anderen jüdischen Organisationen durchgeführt. Natürlich ging es bei diesen Veranstaltungen darum, den Mitgliedern der jüdischen Minderheit einen Rückzugsort zu bieten in einer Situation, die immer stärker durch Ausgrenzung und Schikane seitens des NS-Systems geprägt war. Zugleich wurde auch die Betonung der jüdischen Identität und der Leistung jüdischer Künstler zu einem Akt des «geistigen Widerstandes» (S. 199). So war man stolz darauf, was Juden auf künstlerischem Gebiet zu leisten vermochten.

Die Autorin schildert schließlich, wie seitens der NS-Behörden versucht wurde, den Zuschauerkreis der jüdischen Kunstdarbietungen immer weiter einzugrenzen, und sich möglicherweise auch Spitzel im Publikum befanden. Das Ende des Lehrhauses wurde eingeläutet durch die Reichspogromnacht, in deren Folge keine Veranstaltungen mehr durchgeführt werden durften. Der Band schließt mit einer konzisen Zusammenfassung und einem Blick auf «das Erbe des Jüdischen Lehrhauses» (S. 278). Zu diesem gehört heute die Stiftung Stuttgarter Lehrhaus, deren Ziel es ist, den interreligiösen Dialog zwischen Christentum, Islam und Juden zu fördern. Anja Waller legt mit ihrer lesenswerten Studie zur Geschichte des Stuttgarter Jüdischen Lehrhauses einen weiteren wichtigen Baustein zur Erforschung jüdischen Lebens in der Landeshauptstadt vor.

Michael Kitzing

In ausführlicher Form zuerst im digitalen Rezensionsorgan für Bibliotheken und Wissenschaft, <http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=8573>

In einem Satz

Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg: **Der Heidengraben auf der Uracher Alb (Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen, Heft 23).**

Dr. Ludwig Reichert Verlag Wiesbaden 2017. 168 Seiten mit meist 158 farbigen Abbildungen und drei Beilagen.

Broschur € 29,90.

ISBN 978-3-95490-247-7



In dem neu erschienenen Heft zum «Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg» werden die Ergebnisse langjähriger, arbeitsintensiver topographischer

Geländeaufnahmen zum Oppidum Heidengraben umfassend dargestellt, das mit annähernd 1700 Hektar Fläche das größte unter den frühstädtischen Anlagen aus spätkeltischer Zeit in ganz Mitteleuropa ist; dabei konnte auch die durch den Ort Grabenstetten verlaufende Wallanlage neu bewertet werden.

Wolfgang Alber, Brigitte Bausinger und Hermann Bausinger (Hg.)

Wundersame blaue Mauer!

Die schwäbische Alb in Geschichten und Gedichten.

Klöpfer & Meyer Tübingen 2017.

350 Seiten. Hardcover € 25,-.

ISBN 978-3-86351-460-0



Eine schöne Sammlung von Erzählungen, Essays und Gedichten, ein literarisches «Schatzkästlein», das neben Bekanntem viel Unbekanntes, insbesondere auch Geschichten gegenwärtiger

Autorinnen und Autoren enthält.

Thomas Schulz (Redaktion)

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 70. Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg 2016.

248 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Broschur. ISSN 0179-1842